



Zur Zeit

Pius XII., Der Papst auf der Schwelle: Eine Vorerwägung über die Fragen was ein «großer» Papst ist und – weshalb man sich mit der Person des Papstes als Christ befassen soll – 1. Die Welt auf der Schwelle und Papst Pius als Jurist – 2. Ein sensibler Papst und sein innerkirchlicher Beitrag – Die Kirche ist keine Diktatur – Wo Pius sie wachsen sah – 3. Der persönliche Kontakt des Seelsorgers: Reden – Beten – Heilige – und die Person auf der Schwelle.

Philosophie

Martin Heidegger zum Atomzeitalter: Eine Vorlesung über den Satz vom Grund – Warum uns dieser Satz nicht reizt, bei ihm zu verweilen – Die «Inkubationszeit» des Satzes – Sein Unterschied von den wissenschaftlichen Sätzen – Seine Nichtaussage über den Grund – Leibniz – Sein und Grund – Der Satz vom Grund im Atomzeit-

alter – Von den Hintergründen heutiger weltgeschichtlicher Auseinandersetzungen.

Ex urbe et orbe

Ein Bericht aus Holland (Reflexionen eines Studentenseelsorgers): Zur Reform des Universitätsbetriebes – Falsche Ansätze – Drei Kennzeichen des heutigen Studenten im Gegensatz zu früher: Vereinsamung – Zukunftsblindheit – Künstliche Unerwachsenheit – Ein Attentat auf den Menschen im Studenten.

Sorgen der katholischen Kirche in Frankreich: Die bisher genaueste Analyse der religiösen Praxis in Paris – 1. Statistische Angaben: Kinder – Frauen – Männer – Arbeiter – Überraschende Feststellungen bei Studenten – 2. Probleme: Stadt und Entchristianisierung – Ist das Stadtproblem nicht viel eher ein Gemeindeproblem? Von der Verteilung der Priester – und was geschehen kann...

Bericht

Weltbörse des Denkens (der XII. Internationale Philosophen-Kongreß): Wer nicht da war – Wer da war: die Russen – scholastische Philosophen – Die Russen lehnen ab – Orientalische Philosophie verständigungsbereit – 1. Der Mensch als Thema – Mensch und Natur: Das Referat von J. B. Lotz – Freiheit und Wert: Perspektiven von A. Dempf – Logik, Sprache und Kommunikation: A. Forest über die Notwendigkeit wechselseitigen Mit-teilens – 2. Versuch einer Bilanz: Dreinegative Feststellungen, die positiv zu bewerten sind – Die Weltverantwortung der Philosophen – Massive Vertretung der Katholiken – Wendung zu ontologisch gültiger Phänomenologie – Begegnung von Abendland und Morgenland.

Bücher

Die Amerikaner: einige Bücher über USA.

Pius XII., der Papst auf der Schwelle

Ist es vorwitzig und pietätlos, einen Papst gleich nach seinem Hinscheiden «beurteilen» zu wollen? Noch scheint er vor uns zu stehen mit seiner schlanken, fast sportlichen Gestalt, dem schmalen Kopf und den vergeistigten Zügen, noch fühlen wir die feingliedrigen kühlen Hände, die er dem Pilger zum Ringkuß reicht, noch hören wir die lebhafteste, ein wenig harte Stimme, noch schwingt sein rascher, behender Schritt in uns nach – und schon sollen wir ihn wie eine Sache in eine Schachtel mit Nummer soundso einregistrieren? Später möchte das leichter sein, wenn es nur noch wenige gibt, die ihn kannten. Ich entsinne mich, als junger Mensch einem alten Schweizer Missionspriester begegnet zu sein, der mir mit bebender Stimme 1923 sagte: «Pius IX. ein Papst, der wie nie einer geliebt wurde.» Das war noch 45 Jahre nach seinem Tod. – Und wir wollten Pius XII. mit der Kühle eines Bibliothekars, der Bücher, aber nicht Menschen liebt, seinen Platz anweisen in der Reihe der Päpste? Ein verletzender Akt für alle, die ihn verehrten – und gewiß war Pius XII. ein Papst, den Millionen von Katholiken stürmisch liebten, dessen hehrer (das aus der Mode gekommene Wort «hehr» ist hier richtig am Platz) Persönlichkeit sich auch Nichtkatholiken wie Churchill und viele andere nicht entziehen konnten: es war für sie geradezu «erregend», ihm zu begegnen. Kein Wunder, daß nun zahlreiche Blätter schreiben: «Der größte Papst dieses Jahrhunderts». Er war groß und ... er steht uns am nächsten.

Und mit welchem Maßstab sollten wir ihn messen, wenn wir schon die Kühnheit hätten, ungeachtet aller Proteste eine Elle an ihn zu legen? Heute sagt man von Pius IX., er sei als Mensch groß und als Regent durchschnittlich gewesen.¹ Alexander VI., den vielgeschmähten, «schlechten» Papst, sucht man jetzt als großen Staatsmann und leidlichen Christen aufzubessern.² Man kann nicht sagen: allein der Maßstab der persönlichen Heiligkeit darf bei einem Papst angelegt werden. Coelestin v., der Eremit und Ordensvater der Cölestiner, war ein Heiliger – aber kein großer Papst. Ein Papst hat die Aufgabe, eine Herde zu weiden, er muß regieren können. Er muß nicht nur unter dem Kreuz des Regierens selbstlos und Gott liebend werden, er muß im Regieren selbst den Ausdruck seiner Heiligkeit finden und sein Regiment muß ein «Zeichen» des Regimentes Christi sein. Dieses Regiment ist ein menschliches, ein vollmenschliches, weil die Kirche eine menschliche Gemeinschaft sein soll,³ und doch ist es zugleich auch mehr, wesentlich mehr, insofern es eben ein «Zeichen» ist, von Christus gesetzt, ein sakramentales Zeichen, das Gnade bedeutet und enthält.⁴

Je mehr ein Papst dieses Zeichen schon rein menschlich gut setzt, also ein weiser, weitblickender, großzügiger und großmütiger, starker und gütiger (kurz mit allen Tugenden eines Herrschers und eines Lenkers einer religiösen Gemeinschaft gezielter) Mann ist, der dieses Amt überdies als Amt Christi

¹ E. E. Y. Hales: «Papst Pius IX. – Politik und Religion». Verlag Styria, Graz; Auflage 1957.

² Orestes Ferrara: «Alexander VI. Borgia». Artemis-Verlag, Zürich, 1957.

³ Cf. Leo XIII. Enzyklika «Salis cognitum».

⁴ Cf. dazu Otto Semmelroth: «Die Kirche als Ursakrament». S. 114ff.

versteht, eben als Zeichen in Seiner Kirche und selbst mit diesem Zeichen eins wird, um so mehr wird man ihn als «großen» Papst ansprechen müssen unter Christen. Beides ist also nicht tragbar: einfach einen Vergleich mit den «Großen» der Weltgeschichte anzustellen (auch dann noch nicht, wenn wir diesen Begriff von allen Mißdeutungen, denen er laufend in den Geschichtsbüchern ausgesetzt wird, reinigen). Und ebenso untragbar ist es, die Heiligen unter den Päpsten zusammenzuzählen und als große Päpste vorzustellen. Nicht alles, was einen Papst als heilig erscheinen läßt, bestätigt seine Größe als Papst.

Man sieht, wie schwer dieses Unternehmen wäre, um nicht zu sagen: zu schwer für einen raschen Überblick, wie er hier allein uns möglich ist. Aber der Tod eines Papstes sollte uns doch vielleicht Anlaß sein, die hier ganz flüchtig angedeuteten Wahrheiten zu überdenken – ganz abgesehen von ihrer Anwendung auf diesen Papst –, und er selbst hätte gewiß daran weit mehr Freude als über alle Lobsprüche, die wir seiner Person erteilen.

Trotzdem darf uns dies nicht abhalten, nun auch das, was er gewirkt mit Gottes Hilfe, und den Segen, den er als Stellvertreter Christi gespendet hat, dankbar zu überschauen. Es ist zwar richtig, daß man Person und Amt nicht nur im Priester überhaupt, sondern vor allem sogar im Papst auseinanderhalten muß. Trotzdem aber kann man gar nicht und soll man auch nicht vom Träger des Amtes in einer konkreten Zeit und Situation absehen. Mit der Person des Papstes verband uns doch jetzt durch fast 20 Jahre ein Bund. In jeder Messe beteten wir nicht für das «Amt» des Papstes, sondern für den «Papst», für seine Person. Und wir taten das mit Recht, denn von der Person hing es doch weitgehend ab, ob das Amt gut oder schlecht oder mittelmäßig verwaltet wurde. So verband uns mit der Person des Papstes ein reelles Band, nicht nur mit seinem Amt. Das Amt bleibt – auch die Person bleibt. Aber die Verbindung von beiden ist gelöst. Ist darum jede Verbindung von uns zur Person hinfällig geworden? Mitnichten! Wir sind ihr weiter Dank schuldig und eben dazu gehört auch dieser Rückblick.

*

Wir haben diesen Beitrag «der Papst auf der Schwelle» genannt. Und in der Tat scheint das auf einer Schwelle-Stehen dieses Pontifikat zu charakterisieren. Die Welt ist auf einer Schwelle, die noch nicht überschritten ist – und es hängt doch sehr viel davon ab, in welcher Richtung sie überschritten wird. Und die Kirche selbst scheint auf einer Schwelle zu stehen, die auch noch der eindeutigen Richtung im Überschreiten bedarf. Pius XII. stand auf der Schwelle, die Welt einladend, ja geradezu beschwörend, die «rechte» Richtung zu nehmen, die Kirche selbst angstvoll befragend, ob wohl die Kräfte wachsen, die sie befähigen werden, den rechten Schritt zu tun, mehr noch, sie dabei unterstützend, fördernd, das Schädliche hemmend.

Was wollen wir damit sagen? Erklären wir es im Einzelnen.

Die Welt ist daran, zu einer Einheit zu werden. Immer war das Menschengeschlecht eine Einheit: im Ursprung, in der Sünde, in der Erlösung, im Ziel. Aber erlebnismäßig war diese Einheit nicht so sehr ihrem Bewußtsein eingepreßt. Heute ist sie im Zug, eine bewußte Einheit zu werden. Allein schon die Technik bedingt das. Große Geister wie Solowjew haben das bereits vorausgesehen – und sie haben davor gezittert, wie sich dieser Schritt vollziehen werde. Noch «ist» die Welt nicht eins. Noch lebt der Nationalstolz in den Völkern, noch beherrschen Theorien von unumschränkter Souveränität der einzelnen Staaten nicht nur die Katheder, sondern auch die Köpfe der Regierungen. Noch ist die Welt in feindliche Blöcke gespalten, die sogar drohen, mit den neuen Waffen, die sie zu entwickeln suchen, nicht nur den Feind, sondern sich selbst zu vernichten. Aber zugleich vollzieht sich in raschem Lauf der Prozeß der Einheit: die unterentwickelten Völker steigen auf, die Kulturen vermischen sich. Das Anwachsen der Menschheit zwingt zu einem Ausgleich in der Verteilung der Nahrung. Vieles, was

wie ein Gegeneinander aussieht, ist im Grund ein Zueinander. Aber es hat nicht den Anschein, als ob dieses Zueinander sich reibungslos vollziehen werde. Das ist nicht nur darum erschreckend, weil dieser Weg viel Blut, Leiden, Zerstörung kosten wird, was an sich schon grauenvoll genug ist, sondern weil davon abhängt, wie die sich anbahnende Einheit schlußendlich aussehen wird. Das Zerstören vernichtet nicht nur andere Menschen und Werke der Kultur, es schlägt mit schlimmerer Wunde den Zerstörer selbst, der verroht. Es bringt die Gefahr mit sich, daß die Welt ein einziges riesiges Gefängnis wird, nicht eine Menschengemeinschaft, nicht ein Zusammenklingen vieler verschiedener, von denen jeder sein Eigenes beiträgt.

Papst Pius XII., von Haus aus ein Jurist, versuchte unermüdlich, die Welt darauf hinzuweisen, daß nun die Stunde gekommen ist, in der man juridische internationale Institutionen einrichten muß, die nicht nur – wie Benedikt XV. dies verlangte – einen Gerichtshof zur Wahrung des Rechtes im Streitfall darstellen, sondern die auch gültig und verbindlich veränderten Verhältnissen das Recht anpassen können, eine Verteilung der Güter der Welt anordnen können, kurz, die eine wahre Souveränität besitzen über die Souveränität der einzelnen Staaten. Es ist das heute nicht eine freie Möglichkeit, ein Wunsch vielleicht, es ist das eine sittliche Pflicht, die sich aus der Weltlage in dieser Stunde ergibt, und eben deshalb ist der Papst berufen, dies zu sagen. Es ist nicht ein, es ist der einzig mögliche Weg, zu einem dauerhaften (nicht einem paradiesischen) Frieden zu kommen.

In seiner ersten Enzyklika hat Pius XII. noch recht schattenhaft, ausgehend von der Einheit des Menschengeschlechtes, diese notwendige Einigung aufgezeigt. In vielen Ansprachen hat er Bruchstücke zu diesem Bau beigetragen, vor allem während des Krieges in seinen Weihnachts- und Pfingstansprachen, aber auch nachher noch bei den mannigfachen Gelegenheiten. Einheitlich und in großer Zusammenschau hat er das Problem nie behandelt. Andere haben es versucht, indem sie die verstreuten Bausteine zusammentrugen. Es ist hier vor allem ein *Paul Duclos* zu nennen und sein großes Buch: «Le Vatican et la seconde guerre mondiale» (Paris 1955, Editions A. Pedone); dann Karlheinz Schmidthüs: «Pius XII., Von der Einheit der Welt», in der Herder-Bücherei 1957. Beide Werke zeigen deutlich, daß man Pius XII. nicht gerecht wird, wenn man – soviel er auch darin geleistet hat – von ihm einzig sagt, er habe unermüdlich zum Frieden geraten, diplomatische Schritte aller Art unternommen, die Leiden des Krieges zu lindern versucht, im Zeitraum von allein drei Jahren (1945–1948) 3 518 372 Herrenanzüge, 4 495 308 Frauenkleider, 7 559 142 Paar Schuhe, 942 432 Kleinkinder-Ausstattungen, 9 908 608 Paar Strümpfe, 4 246 936 Wolljacken und 10 612 154 Unterkleider und Wäschestücke verteilt, nebst vielen andern praktischen Liebeserweisen dieser Art. Das alles hat er getan und es ist eine echt christliche große Leistung, die ihm mit Recht die Liebe und Hochachtung der Menschheit, selbst vieler Kommunisten eingetragen hat. Aber dadurch unterscheidet sich dieser Papst nicht wesentlich von früheren Trägern der Tiara. Neu aber und von keinem früheren Papst als sittliche Pflicht dargestellt sind die in den genannten und andern Büchern zusammengefaßten Bausteine, die eine Weltordnung erstreben. Eigentlich – nochmals sei es gesagt – wäre eine große Enzyklika von der Bedeutung «*Quadragesimo anno*» nunmehr fällig gewesen, denn zusammengetragene Bruchstücke lassen zwar ein Gebäude errahnen, sie sind es aber noch nicht. Gerade darum glaubten wir, bei diesem Punkt so lange verweilen zu müssen. Ihn vergessen, hieße den wertvollsten Stein, den echten Stein in seiner Krone verkennen. Der Papst war ein Jurist. Ein wenig bedauernd hört man das oft sagen und sogleich sucht man diesen «Schatten» seiner Person mit viel Licht auf andern Gebieten zu begleichen. Darin aber tut man ihm unrecht. Er war ein Jurist und er hat von hier, auf diesem Gebiet, sein Wertvollstes geleistet.

Wir wollen der Kürze wegen sein übriges Wirken durch

Konkordate und diplomatische Schritte, von denen man Positives wie Negatives andernorts genügend lesen kann, übergehen und wollen nur noch auf das innerkirchliche Wirken einen Blick werfen.

*

Im Innerkirchlichen zeigt sich, mehr noch als in dem Wirken nach außen, eine Eigenart Pius XII. Er ist eine äußerst sensible und feine Natur. Damit meinen wir keineswegs einen unreellen Poet oder einen Träumer. Schon seine stets zuchtvolle Haltung und sein Schritt würden das Lügen strafen. Hoheit strahlte er aus. Und doch war er nicht ein großzügiger Planer und energisch durchgreifender Realisator. Vielleicht war das bei ihm sogar Prinzip. Er fühlte sich nie als Diktator oder als einen, der aus sich von oben nach unten Reformen, neue Richtungen der Theologie, neue Wege der Seelsorge, neue Formen kirchlichen Lebens befiehlt. Seiner Auffassung vom Wesen eines Papstes wie seiner Eigenart widersprach ein solches Tun. Vielmehr wollte er hinzuhören, was etwa sich regte von unten nach oben, sehr sorgfältig suchte er zu studieren, was über dies und jenes gedacht wurde, welche Erfahrungen man gemacht, was die Menschen ersehnten – und das wollte er sodann, so weit es sich mit dem ihm anvertrauten Glaubensgut vereinen ließ, fördern, vor Abirrungen abschirmen. Gewaltige, wie Donnerschläge wirkende Verurteilungen, große berghohe Reformen, scharfe und tiefe Gräben suchen wir darum in diesem Pontifikat vergebens. Fast wie ein kluges und wohlbedachtes, wohlwollendes, keineswegs widerstrebendes, sondern im Gegenteil freudiges Nachgeben erscheinen uns die meisten seiner Enzykliken und Maßnahmen.

Man sehe sich um: nicht zu Unrecht werden als seine großen, positiven dogmatischen Enzykliken jene über die Kirche, den mystischen Leib Christi, jene über die geeignete Förderung der biblischen Studien, jene über die Liturgie genannt. In allen drei Fällen haben sich lange zuvor die Wasser gestaut in den Arbeiten der Theologen, und nicht nur der Theologen: auch das Denken des gläubigen Volkes zog mächtig in die hier gebilligte und geförderte Richtung. Schon längst war die vorwiegend rechtliche Auffassung von der Kirche einer dogmatischen gewichen, schon längst verlangte man nach vermehrtem biblischem Studium und seiner Aussöhnung mit neuen wissenschaftlichen Methoden, und schon längst auch gab es eine liturgische Bewegung, ja alle drei überborteten bereits da und dort. Man sage nicht, das ist bei jeder Enzyklika so, bei jedem Papst. Es ist nicht immer so. Wenn Leo XIII. den Thomismus förderte, war das zum guten Teil seine Initiative, wenn er in die Staatslehre eingriff, war weithin die Lage keineswegs zuvor schon klar. Nein, es geht hier um ein Papst Pius XII. eigenes Verhalten. Dieses vorsichtige und wohlwollende Steuern des Schiffleins Petri hat jedenfalls den Vorteil, daß nichts übereilt wird, daß nichts zurückgenommen werden muß, daß mancherlei Kränkungen vermieden werden. Wo solche im Pontifikat Pius XII. sich vielleicht trotzdem fanden, sind sie wohl weniger ihm selbst zuzuschreiben. Selbst bei dem vielfach mißverstandenen Rundschreiben «*Humani generis*» rührte das Mißverständnis weit eher von einer übervorsichtigen als von einer überscharfen Formulierung her. Ganz Gleiches läßt sich sagen von der Definition der leiblichen Aufnahme Mariens, von der Förderung und rechtlichen Errichtung der Laieninstitute, der fast zaghafte Reform der Ordensleute, der wohlwollenden Haltung des Papstes gegenüber der «*Mondo migliore*»-Bewegung, der Entwicklung der Katholischen Aktion. Immer ist es ein behutsames Abtasten des Geschehens, und selbst bei dem anscheinend so abrupt erfolgenden Verbot der Arbeiterpriester war zweifellos in erster Linie die Sorge, schärfere Konflikte zu vermeiden, maßgebend.

Wenn man einmal zugibt, daß der Hl. Geist in seiner Kirche keineswegs immer von oben nach unten wirkt, sondern häufig irgendwo in einem Menschenkind wirksam wird bis zur pro-

phetischen Sendung an die Gesamtkirche – und das muß man zugeben –, dann wird man dieses Vorgehen des Papstes grundsätzlich nicht tadeln können. Er hat vielmehr durch sein Verhalten – wenigstens auch – ein tiefes Verständnis für die Wesensstruktur der Kirche bewiesen.

Wo er übrigens seines Weges sicher war, konnte er auch unbeirrt in großen Schritten voraneilen. So vor allem in der Umgestaltung der Missionen. Gewiß war dieser neue Weg bereits von Pius XI. beschritten worden. Dieser hatte die ersten Schritte getan, um die Kirche in den Missionsländern auf eigene Füße zu stellen, aber Pius XII. verfolgte diesen Weg unbeirrt. Zwei Missionsenzykliken zeugen davon. Mehr aber als diese war doch, was tatsächlich geschah. Allein vom 2. März 1939 bis zum 2. März 1956 wuchs die Zahl der einheimischen Bischöfe in den asiatischen Ländern von 24 auf 113. In Afrika ernannte Papst Pius XII. während des gleichen Zeitraumes die ersten dreizehn einheimischen Oberhirten. 157 Missionsgebiete wurden in den Jahren 1939 bis 1956 neu errichtet, 78 von ihnen sind bereits in die Hände des einheimischen Klerus übergegangen.⁵ Hier also handelt es sich nicht um eine vorsichtige, sondern geradezu um eine stürmische Entwicklung.

*

Nennen wir endlich noch ein letztes, was zur Charakterisierung dieses Papstes wesentlich gehört. Er war ein ausgesprochener Seelsorger. Das ist der dritte Pol neben seiner juristischen und (wenn man so sagen will) diplomatischen Eigenart. Ja, im Grunde überwiegt dieser dritte Zug beide vorhergehenden. Und weil Seelsorge sich zwar auch planen läßt, letzten Endes aber doch auf dem persönlichen Kontakt des Seelsorgers mit den Betreuten beruht, eben deshalb verschwendete Pius XII. seine meiste Zeit auf diese Kontaktnahme. Er hat mehr Audienzen gewährt – grundsätzlich jedermann – als wohl je ein Papst. Er hat Ansprachen gehalten in einer Fülle wie kein anderer. Neunzehn Bände liegen nun vor. Es sind sorgfältig vorbereitete Ansprachen. Man muß sie nicht in erster Linie als Lehrentscheidungen ansehen, sie sind praktische Seelsorgsarbeit, nicht Enzykliken und nicht Regierungserlasse. Ihr Ziel ist, mit lebendiger Sprache Menschen persönlich anzureden. Man kann gewiß einwenden, dies habe den Papst vom Regieren abgehalten und den Wert seiner Worte verringert. Es hat ihn jedoch andererseits in persönlichen seelsorglichen Kontakt gebracht wie kein anderer Weg.

In derselben Linie liegt ein weiteres Mittel, das kein anderer Papst in diesem Ausmaß anwandte. In steigender Anzahl verfaßte er Gebete. Er ließ sie im «*Osservatore Romano*» veröffentlichen und legte Wert darauf, daß sie in seiner persönlichen Handschrift gedruckt wurden. Es sind seit 1958 allein sieben solcher Gebete erschienen, jeweils für Menschen in besonderer Lage, denen sie helfen sollen, richtig zu leben. (So zum Beispiel eines für Parlamentarier und Politiker, eines für die Soldaten der argentinischen Armee, eines für Gefangene usw.). Und schon 1955 haben Bruno Wuestenberg und Josef Zatkar ein Bändchen herausgegeben: «*Gebete des Hl. Vaters Pius XII.*» (Wien 1955).

Nochmals die gleiche Richtung weisen Pius XII. Heiligssprechungen. Er suchte jedem Land, jedem Stand und insbesondere gefährdeten Menschen Patrone zu geben, deren Beispiel und wieder persönliche Kontaktnahme ihnen die Verbindung mit Christus erleichtern sollte.

⁵ Diese wie schon vorige konkrete Angaben entnehmen wir der in Anordnung, Auswahl und Ausgewogenheit des Urteils besten uns bekannten Biographie des Papstes: «*Papst Pius XII. – Ein Lebensbild*» von Wilhelm Sandfuchs. Badenia Verlag, Karlsruhe, 176 Seiten, zweite vermehrte Auflage 1956. Sie ist mit zahlreichen ganzseitigen gut ausgewählten Bildern geschmückt. Eine dritte bis zum Tod des Papstes vermehrte Auflage dieses sorgfältig gearbeiteten, von tiefer Ehrfurcht getragenen und doch nirgends überschwänglichen Büchleins dürfte einem Bedürfnis von Katholiken wie Andersgläubigen entsprechen.

Ob dieses starke Suchen nach persönlichen Kontakten, die nicht jeder Papst gesucht hat und deren Bedeutung für einen Papst umstritten sein mögen, nicht doch in der Zeit der Ideologien und der Abstraktionen, wie auch der Herabsetzung des Menschen zur «Funktion in einem Plan» einen tieferen und

eines Papstes würdigen Sinn in sich bargen? Jedenfalls sollten wir das nicht mit großer Geste nur als Kuriosität unter den Tisch wischen. Die Person zu retten, ist beim Überschreiten der «Schwelle» in die neue Welt unerlässlich, wenn es eine bessere Welt sein soll.
M. G.

Martin Heidegger: Der Satz vom Grund

Vor bald dreißig Jahren, nämlich 1929, veröffentlichte Martin Heidegger eine Schrift geringen Umfangs unter dem Titel «Vom Wesen des Grundes», darin das menschliche Dasein als «existierende Transzendenz» und der Mensch als «ein Wesen der Ferne» bestimmt wurde. Das neue Werk des Denkers, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, ist die unveränderte Wiedergabe einer Vorlesung, die Heidegger im Wintersemester 1956/57 an der Universität Freiburg hielt. Es erschien 1957 unter dem Leitwort «DER SATZ VOM GRUND» und ist, wie alle Werke Heideggers, wiederum nur einer Frage, der Frage nach dem Sein in radikaler Ausschließlichkeit, gewidmet. Allerdings führt der «Satz vom Grund» weit über die Gedanken der früheren Schrift hinaus zu einem denkenden Zwiegespräch mit der neuzeitlichen Metaphysik, wie sie uns in Leibniz, Kant und Hegel gegenübertritt.

Der rätselvollste aller nur möglichen Sätze

Der Satz vom Grund lautet: Nihil est sine ratione. Nichts ist ohne Grund. Nun, werden viele sagen, nichts ist klarer als das, selbstverständlich hat alles immer und überall notwendig seinen Grund.

«Der Satz vom Grund und seine Geschichte reizen uns durchaus nicht, länger dabei zu verweilen. Dafür haben wir genug anderes, was uns aufregt: z. B. die Entdeckung neuartiger Uhren, die es ermöglichen, das Alter der Erde zu errechnen; oder z. B. ein Buch über Götter, Gräber und Gelehrte; oder ein Bericht über die Konstruktion eines Weltraumschiffes (15).»

Heidegger spricht in diesem Zusammenhang von der «Inkubationszeit» des Satzes vom Grund, denn es dauerte vom Beginn des abendländischen Philosophierens in der Frühzeit des Griechentums 2300 Jahre, bis er in Leibniz seine eben gehörte ausdrückliche Fassung gefunden hat. Warum rührt uns, so fragt er weiter, die seltsame Geschichte dieses Satzes nicht an? «Weil unser Verhältnis zum Naheliegenden seit je stumpf ist und dumpf. Denn der Weg zum Nahen ist für den Menschen jederzeit der weiteste und darum der schwerste ... Wir sind mit dem Satz vom Grund, kaum daß wir ihn hören, auch schon fertig. Und dennoch – vielleicht ist der Satz vom Grund der rätselvollste aller nur möglichen Sätze (16).»

Der Satz vom Grund und die Wissenschaften

Der Satz vom Grund ist der Grund des Satzes. Dieser Satz läßt sich hinsichtlich seines Satzcharakters niemals auf die Ebene der geläufigen Sätze, auch nicht auf die Ebene der wissenschaftlichen Sätze, zurückbringen, denn die Wissenschaft selbst so gut wie das alltägliche Leben des Menschen bewegen sich immer schon in und vor jeder Tätigkeit innerhalb des Satzes vom Grund. «Wir mögen es wissen oder nicht, wir mögen auf das Gewußte besonders achten oder nicht, überall ist unser Aufenthalt in der Welt, ist unser Gang über die Erde unterwegs zu Gründen und zum Grund (26).»

Das ist ein unausweichliches Faktum, das dem Verfügungsbereich der menschlichen Freiheit nicht unterliegt, sondern sie im Gegenteil erst metaphysisch ermöglicht. Wie «voraussetzungslos» wir auch anzufangen glauben, immer und überall sind wir bereits vom Sein angesprochen und stehen dadurch im Horizont einer uneinholbaren Lichtung. Die entscheidende Frage aber ist nun, aus welchem Grund unser Tun und Lassen ergründend und begründend ist.

Darauf gibt nach Heidegger der Satz vom Grund keine Antwort, und auch die philosophische Lehre von den obersten Prinzipien als den scheinbar unmittelbar einleuchtenden Grundsätzen weicht vor der ursprünglichen Frage des Denkens aus. «Der Satz vom Grund sagt nichts über den Grund aus. Der Satz vom Grund ist keine unmittelbare Aussage über das Wesen des Grundes (75).»

Um dahin zu gelangen, ist es notwendig, das Fragen tiefer anzusetzen als die ganze neuzeitliche Metaphysik es getan hat. Wir müssen den Satz vom Grund gleichsam in der entgegengesetzten Richtung bedenken: nicht in der Richtung auf die Felder und Bezirke seiner Anwendung (wie wir sie ja aus der gängigen Tonart «Jedes und alles Seiende hat notwendig einen Grund» hören), sondern in der Richtung auf seine eigene Herkunft, in der Richtung auf das, von woher der Satz selber spricht.

An dieser Erhellung bauen alle weiteren Gedanken Heideggers in einer unablässigen, bohrenden und konsequenten, die Seinsfrage im beständigen Gespräch mit der großen Tradition in ihrer ursprünglichen Wucht und Weite kraftvoll vorantreibenden und vertiefenden Denkbemühung, die ihresgleichen in der heutigen Philosophie nicht hat. Er dringt dabei in den Kern des Leibniz'schen Denkens ein und zeigt, wie die neuzeitliche Denkweise, in der wir selbst uns tagtäglich aufhalten, ohne den von Leibniz erstmals aufgestellten Grundsatz vom zureichenden Grund, in dem vom Seienden aus für alles Seiende ein Grund, eine Ursache gesucht wird, überhaupt nicht denkbar ist. Ja, man kann und muß sagen: «Das Denken von Leibniz trägt und prägt die Haupttendenz dessen, was wir, weit genug gedacht, die Metaphysik des modernen Zeitalters nennen können ... Der Name nennt die Gegenwart eines Denkens, dessen Stärke noch nicht ausgestanden ist, eine Gegenwart, die uns erst noch entgegentwartet (65).»

Sein «ist» im Wesen Grund

Bei Leibniz wird der Satz vom Grund zu einem obersten Grundsatz, oder wie er selbst sagt: zum «principium magnum, grande et nobilissimum», zum großen, gewaltigen, allbekannt erhabenen Prinzip. Aber gerade in diesem Verständnis verschweigt und überhört er das, worauf alles ankommt, nämlich den Zusammenklang von Sein und Grund. Wer wirklich auf das Eigenste und Tiefste des Satzes vom Grund hört, vernimmt, daß in diesem Satz schon das Sein, das nichts Seiendes ist, mitklingt. «Sein ‚ist‘ im Wesen Grund. Darum kann Sein nie erst noch einen Grund haben, der es begründen sollte. Demgemäß bleibt der Grund vom Sein weg ... im Sinne solchen Abbleibens des Grundes vom Sein ‚ist‘ das Sein Ab-Grund. Insofern Sein als solches in sich gründend ist, bleibt es selbst grundlos. Das ‚Sein‘ fällt nicht in den Machtbereich des Satzes vom Grund, sondern nur das Seiende (93).»

Von der Übermacht des Satzes vom Grund im Atomzeitalter

Heidegger zeigt nun von dieser ontologischen Erkenntnis aus, wie in der Philosophie Kants der Satz vom Grund, das principium rationis auf eine ausgezeichnete Weise waltet, obwohl Kant von diesem Satz nur selten spricht. Denn nach Kant läßt sich nur im Rückbezug auf die Vernunft etwas in dem bestimmen, was es ist und wie es für das vernünftige Lebewesen «Mensch» ist. Die Vernunft wird so zum Maß aller Dinge, zum Grund aller Begründung gemacht. Aber erst in Hegels dialektischem Idealismus vollendet sich die neuzeitliche Metaphysik und erst in ihr kommt der Satz vom Grund als Grundsatz über das Seiende zu seiner äußersten Machtentfaltung, indem die Denkbewegung des endlichen Geistes selbst auf das Sein schlechthin übertragen und dieses dadurch zu einem Seienden herabgesetzt, verendlicht wird. Hegel verschärft den schon bei Leibniz gegebenen Ansatz zum «vernünftigen» Ausgleich zwischen Mensch und Gott. Schon in der Philosophie von Leibniz war ja der «von unten» durch die menschliche Vernunft gestiftete rationale Zusammenhang, in welchen Mensch, Welt und Gott gleichermaßen gehören, das bestimmende Moment des ganzen Systems. Hegel hebt die bei Leibniz noch bestehende Eigenständigkeit dieser Drei innerhalb einer umfassenden Rationalität im «absoluten Wissen» auf. Das Sein hat nach ihm dem Denken zu entsprechen und nicht umgekehrt, ja der absolute Geist kommt erst im Menschen zu seiner entwickelten Fülle und zu sich selbst, so daß er nach Hegels eigenem Wort im Schlußsatz zur «Phänomenologie des Geistes» ohne ihn «das leblose Einsame» wäre. Das Sein ist durchschaut und ist nicht mehr das in allen menschlichen Vollzügen anwesende, sie tragende und durchwirkende unendliche Geheimnis.

Daß wir heute im Atomzeitalter leben ist nach Heidegger, so seltsam dies auch für viele klingen mag, eine Folge der wachsenden Herrschaft des Satzes vom Grund, dem das Denken in Prinzipien und Ursachen und die Vormachtstellung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkennens entsprungen ist. «Die Perfektion der Technik ist nur das Echo des Anspruches auf die perfectio, d. h. die Vollständigkeit der Begründung ... Die Perfektion beruht auf der durchgängigen Berechenbarkeit der Gegenstände. Die Berechenbarkeit der Gegenstände setzt die unbeschränkte Geltung des principium rationis voraus. So bestimmt denn die gezeichnete Herrschaft des Satzes vom Grund das Wesen des modernen, technischen Zeitalters (198)», zu dessen Grundzug überall das Streben nach Sicherheit gehört, dem zugleich ausdrücklich oder verborgen eine namenlose Angst entspricht.

Ex urbe et orbe

Um des Studenten Willen

(Zur Reform des Universitätsbetriebes)

(Der folgende Beitrag, von einem holländischen Studentenseelsorger geschrieben, hat in den Niederlanden große Beachtung gefunden. Wenn auch die Verhältnisse bei uns nicht in allem dieselben sind, so scheint die Situation auf unseren Hochschulen doch nicht wesentlich von den holländischen verschieden. So mögen diese Zeilen eine wertvolle Anregung zur Diskussion darstellen. Ein Malaise wird aufgezeigt, seine Wurzeln werden bloßgelegt. Nicht mehr. Was nun zu tun ist – konkret und in allen Einzelheiten –, das auch nur vorzuschlagen, überschreitet den Rahmen dieser Analyse. D. R.)

Die Diskussion über die irgendwie als notwendig empfundene Reorganisation des Universitätsbetriebes scheint in eine Sackgasse geraten zu sein. Nach unserer Meinung kann sie nur gelingen, wenn der Student selbst und seine seelische Situation

Der Hintergrund heutiger weltgeschichtlicher Auseinandersetzungen

Was will Heidegger mit diesen Gedanken sagen? Er will nichts anderes, als uns aus den landläufigen Kategorien herauswerfen und auf einen Weg der Besinnung bringen, die uns den Unterschied zwischen dem bloß rechnenden und dem besinnlichen Denken vor Augen hält und ins Bewußtsein ruft, «daß die weltgeschichtliche Auseinandersetzung in unserem Zeitalter von weiter her kommt, als uns die vordergründigen politischen und wirtschaftlichen Machtkämpfe einreden möchten (149/150).» «Der Satz vom Grund» ist ein Buch, in dem nicht auf essayistische Weise oder in der Art einer Kulturphilosophie mehr oder weniger verbindlich über das technische Zeitalter und seine Hintergründe geredet wird, sondern «in der Anstrengung des Begriffes» im unmittelbaren Gespräch mit den führenden Denkern der Neuzeit die metaphysischen Möglichkeitsbedingungen dessen, was heute ist und geschieht, ausgelotet werden. Aber gerade darin zeigt sich, daß der Mensch aus dem bisherigen Bereich des Denkens abspringen muß, wenn er den Anspruch des Seins als Ab-Grund vernehmen will. Das Denken muß den Sprung immer neu und – bedingt durch die wachsende Last des immer differenzierter und vielschichtiger werdenden geschichtlichen Lebens – immer ursprünglicher vollziehen. In diesem Akt gibt es keine Wiederholung und keine Wiederkehr im Sinne eines «Zurück zu den mythischen Realitäten» oder im Sinne einer «Erneuerung» irgendeiner geschichtlichen Ausformung der Philosophie. Gewiß, der Sprung bleibt eine freie Möglichkeit des Denkens, und es zwingt den Menschen niemand, aus dem Gefüge der neuzeitlichen Metaphysik auszubrechen. Aber in einer solchen seinsvergessenen Welt, in der Gott schon lange tot ist, wird der Mensch, weil er das Sein seinem eigensten Wesen gemäß nicht mehr als Ab-Grund und unendliches Geheimnis, als uferlose Transzendenz und verfügende Unverfügbarkeit erfährt, noch einsamer und verlassener werden, als er schon ist. Einer Welt, die alles errechnet und überall, auch im Denken, die eigenen Maßstäbe als die letzten anlegt, ohne den Grund der Maßgabe zu bedenken, hat das Sein sich entzogen.

Die denkende Frage nach dem Sein jedoch bleibt, nach des Denkers eigenem Wort, «jederzeit befremdlich und bestürzend, am meisten für diejenigen, die versuchen, sie zu fragen. Dies weist auf einen Unterschied zwischen den Wissenschaften und der Philosophie. Dort das Anregende und Anreizende des immer Neuen und der Erfolge, hier das Bestürzende des einfach Selben, das keine Erfolge zuläßt, da nichts folgen kann, weil das Denken, insofern es dem Sein nachdenkt, in den Grund zurück, d. h. dessen Wesen als die Wahrheit des Seins denkt (155).»

Dr. Walter Strolz

zum Ausgangspunkt der Aussprache gemacht werden. Die bisherigen Versuche scheinen uns deshalb mißlungen zu sein, weil sie durchwegs von den Anforderungen der Wissenschaft, von der immer größere Ausmaße gewinnenden institutionellen Seite der Universitäten oder aber von den «Desiderata» der Gemeinschaft (nicht jedoch von der Lage des einzelnen Studenten) ausgingen. Der Mißerfolg ist nur zu begreiflich, denn der äußerst komplexe Bereich, den man unter dem Sammelnamen «höherer Unterricht» zusammenfaßt, läßt allgemeingültige Urteile kaum zu. Deshalb dürfte es erfolgversprechender sein, von der persönlichen Lage des Studenten selbst auszugehen. Wer wirklich unter den Studenten lebt, kann diese Lage ziemlich eindeutig bestimmen. Wer darum die Richtigkeit dessen, was wir nachstehend ausführen, überprüfen will, der nehme sich die Mühe, irgend jemand zu befragen, der mit etwa zwanzig Studenten einen persönlichen und menschlichen Kon-

takt pflegt. Trotz aller individuellen Verschiedenheiten wird schon eine so kleine Gruppe deutlich die Parallelen zu unseren Beobachtungen erkennen lassen. Dabei leugnen wir natürlich nicht, daß es überall auch Studenten geben mag, die unserer Charakterisierung nicht entsprechen. Wir behaupten jedoch, daß sie eine Minderheit darstellen werden, und zwar eine Minderheit, die im Schwinden ist.

Doch genug der Vorbemerkungen. Eine immer stärker anwachsende Mehrheit weist mit zunehmender Deutlichkeit drei Merkmale auf, welche die heutige Studentengeneration von den früheren unterscheidet:

Vereinsamung

Das Wort «Einsamkeit» ist romantisch belastet. In der menschlichen Isolation, welcher der heutige Student unterworfen ist, fehlt hingegen jede Spur von Romantik. Diese Isolation umfaßt zunächst die nüchterne Tatsache der Entfremdung des Studenten gegenüber seiner Familie. Die neugewonnenen Beziehungen zu Mitstudenten reichen bei weitem nicht aus, um diesen Verlust zu kompensieren. Oft wird er unsicher, weil er nicht weiß, was seine Kameraden über ihn denken. Das Verlangen nach größerer Aufrichtigkeit im gegenseitigen Umgang ist ein Symptom dieser fundamentalen Unsicherheit. Die Studenten-Organisationen erreichen im Durchschnitt höchstens ein Drittel der Studenten. Aber selbst diese organisierten zwischenmenschlichen Verbindungen haben an Vitalität eingebüßt. Studentenvereinigungen, in denen das System der Aussprache grundsätzlich gepflegt wird, schaffen dadurch zwar günstige Voraussetzungen für die Bildung fester kameradschaftlicher Bande, aber in den meisten Diskussionen werden diese günstigen Voraussetzungen nicht mehr ausgenützt.

Andererseits gehören gute menschliche Beziehungen zwischen Student und Lehrer (Professoren wie Assistenten) zu den Ausnahmen. Vielleicht kann niemand genau sagen, weshalb das eigentlich so ist. Es genügt uns aber hier festzustellen, daß diese Störung in den menschlichen Beziehungen tatsächlich vorliegt.

Endlich wird die soziale Vereinsamung noch verstärkt durch das, was man existentielle Vereinsamung nennen könnte. Viele Studenten zweifeln nicht nur am Sinn ihres Studiums und ihres Studentendaseins, sie zweifeln auch am Sinn ihres Daseins als Mensch. Diese Unsicherheit kommt unter anderem in ihrem Verhältnis zur Zukunft zum Ausdruck.

Zukunftsblindheit

Immer deutlicher zeigt sich das Unvermögen, einer bestimmten Zukunft entgegenzuleben. Oft reicht die Perspektive eines heutigen Studiosus nicht viel weiter als bis zum nächsten Examen. Was nachher kommt, macht ihm keine Sorgen. Man lebt in einem zukunftslosen Heute, von der Hand in den Mund. Das Wort «Ideal» gibt es wegen seines unangenehmen Beigeschmacks im Vokabular vieler überhaupt nicht. Ferien werden am liebsten so wenig als möglich vorbereitet. Planmäßige Vorbereitungen für vorbestellte Ferienplätze finden nur geringen Beifall. Von einer Reise, bei der man nicht weiß, wie sie morgen enden wird, geht dagegen eine große Anziehungskraft aus. Auch der Umgang zwischen den Geschlechtern krankt an dem gleichen Perspektivverlust. Da dieser Umgang tief in das menschliche Dasein eingreift, wird der Sinn dieses Daseins selbst erschüttert, wenn die «Verlobten» einer deutlich umrissenen Zukunft nicht mehr entgegenleben können. Aber gerade das wird durch ein drittes Kennzeichen erschwert, das sich den beiden vorhergehenden anschließt.

Künstliche Unerwachsenheit

Für viele männliche Studenten ist eine Ehe erst um das dreißigste Lebensjahr möglich. Zwei Jahre Militärdienst folgen auf eine achtjährige akademische Ausbildung (oder umgekehrt). Danach folgt noch eine Periode des Einlebens in die berufliche Stellung. Auch das kostet Zeit, denn die Universität entläßt kaum einen, der sogleich brauchbar wäre. In derselben Periode muß man sich für eine Wohnung umsehen. All diese Faktoren (langes Studium, Militärdienst, Hinausschieben der Ehe, das Lehrlingsdasein während des Einlebens in den Beruf) wirken zusammen, um den Akademiker über Gebühr lang in einem Zustand der künstlichen Unmündigkeit zu halten. Die jüngeren Jahrgänge bemerken das noch nicht. Sie denken noch nicht so weit voraus. Bei fortschreitendem Studium empfinden sie aber diese künstliche Unerwachsenheit immer schmerzlicher. Mehr instinktiv als reflexbewußt reagieren sie auf dieses forcierte Larvenstadium unter anderem dadurch, daß sie selber Geld verdienen wollen. Es geht dabei im Grund weit mehr um die Erhaltung und Entfaltung der Persönlichkeit als um den Verdienst. Natürlich bietet dieser Ausweg des selbständigen Nebenverdienstes keinen genügenden Ersatz für die zunehmende Unruhe und Unzufriedenheit, die wir gegen Ende der akademischen Ausbildung bei fast allen feststellen können. In den letzten Jahren sehen wir immer mehr Studenten des Nachts studieren, weil sie tagsüber nicht mehr die für die Konzentration notwendige Ruhe finden können. Diese Nachtarbeiter hat es auch vor dem Krieg schon gegeben, aber doch in viel kleinerer Anzahl. Die heutige Kapitulation vor dem Milchmann, der Hausmeisterin, dem Staubsauger, dem Straßenlärm zeigt eine Unruhe, die sich bis zum Mark des menschlichen Daseins durchfrißt.

Ich frage mich, ob die für die lange Studienzeit auf den niederländischen Hochschulen und Universitäten Verantwortlichen begreifen, welches Attentat sie auf den Menschen im Studenten ausüben. Jedenfalls haben sie nicht das Recht, die soziale Erwachsenheit, die normalerweise erst in der Ehe vollzogen wird, künstlich bis zum 30. Lebensjahr hinauszuschieben. Es scheint mir dringend notwendig, daß dieses Unrecht deutlich begriffen werde. Die Vereinsamung, die Zukunftsblindheit und der Zustand künstlicher Unerwachsenheit, in dem die Studenten widerrechtlich gehalten werden, sind drei warnende Symptome, die zusammen eine solide Begründung für die Forderung abgeben, daß der Universitätsbetrieb eine durchgreifende Änderung dringend erfordert.

Notzustand

Der heutige akademische Betrieb bedeutet eine dauernde, latente Bedrohung der Persönlichkeit des Studenten. Elastische und starke Naturen werden diesem Druck, der von der akademischen Lebensmitte ausgeht, Widerstand leisten können. Studenten jedoch, denen die Natur eine starke psychische Integrationskraft nicht verliehen hat, werden durch die höheren Schulen und Universitäten verbildet. Im besten Fall gleichen sie später in der Ehe und in ihrem Beruf diese Mißbildungen wieder aus. Inzwischen aber sehen sich bei uns jährlich einige hundert Studenten gezwungen, ihr Studium aus psycho-hygienischen Gründen abzubrechen. Sie sind diesem Anschlag auf ihre Persönlichkeit nicht länger gewachsen. Obwohl die Antwort – positiv oder negativ –, die der Student auf diese akademische Herausforderung finden muß, je nach seiner Umgebung, seiner Veranlagung und seinem Charakter eine sehr verschiedene sein wird, so gilt doch für alle ohne Unterschied, daß das Lebensmilieu der Universitäten eine psychisch zerrüttende Wirkung ausübt. Eine Revision des Universitätsbetriebes ist darum um des Studenten willen fällig. *H. van Waesberghe*

Sorgen der katholischen Kirche Frankreichs

Das «Institut National de la Statistique» (I.N.S.E.E.), also eine staatliche Behörde, veröffentlichte die bisher wohl genaueste Analyse über die religiöse Praxis der wichtigsten französischen Diözese – Paris –, die unter der Führung des Kardinals Feltin, Erzbischof von Paris, steht. Aus dieser Analyse geben wir einige konkrete Angaben, die im großen und ganzen auch für ganz Frankreich stimmen. Dabei betonen wir, daß nach andern Studien in den Jahren 1930–1943 76% aller Neugeborenen getauft wurden.

Statistische Angaben

Bei dieser Analyse ging man von einem gewöhnlichen Sonntag aus (14. März 1954), an dem alle zur Messe gehenden Kirchenbesucher der Diözese gezählt wurden. Ihre Zahl betrug rund 640000, das heißt 18–20% aller katholisch Getauften, einschließlich 83000 Kinder von 10–12 Jahren und 30000 Kinder von 13–14 Jahren. Ohne diese sinkt der Netto-Prozentsatz auf 16%. 85% der Buben und 90–95% der Mädchen, aus allen sozialen Schichten, gehen fast regelmäßig zur Sonntagsmesse, wozu das Institut bemerkt, daß selbst nichtpraktizierende Männer ihre Söhne die Erste Kommunion machen lassen. Diese Situation sei, wie das Institut bemerkt, «sehr häufig, besonders in den Milieu's, die nicht praktizieren, wo nichtsdestoweniger viele Männer keinen offiziellen Bruch mit der Kirche wollen.»

In Parenthese sei bemerkt, daß auch in anderen Städten gleichartige Enquêtes gemacht wurden. Wenn der Sonntagsbesuch der Messe in Paris nur 16% beträgt, so in Grenoble, Marseille, Toulouse nur 15%, in Bordeaux steigt er auf 18%, in Lyon auf 21–22%, in Straßburg, als der einzigen Stadt, die weit über diese Zahlen hinausgeht, auf 42%.

Eine zweite interessante Feststellung:

Unverheiratete Frauen praktizieren erheblich mehr als Verheiratete oder Witwen, und dies in allen Altern. Die jüngsten der verheirateten Frauen praktizieren am wenigsten. Die Zahl der Männer und Frauen ist ungefähr die gleiche; die verheirateten Männer von 35–65 Jahren praktizieren mehr als die Junggesellen und die Witwer. Für beide Geschlechter ist das Minimum der Praktikanten um 35 Jahre herum (5% bei den Männern, 8% bei den Frauen); es steigt dann bis zu 10% bei den Männern um 80 Jahre herum und bis zu 16,5% bei den Frauen um 75 Jahre.

Entscheidende Faktoren sind das soziale Milieu und der Beruf. 1,7% bei den Arbeitern (2,8% bei den Arbeiterinnen) gegen 18,3% für die oberen Kader der Männer und 17,5% bei den mittleren und oberen Kader der Frauen. Da fast die Hälfte aller Werktätigen in Frankreich der Arbeiterklasse angehört, geht daraus hervor, wie sehr sie der Kirche entfremdet ist. Von hier aus gesehen wird man die verschiedenen neuen apologetischen Versuche verstehen müssen, mit denen man sich in Frankreich immer wieder bemüht, in diese entfremdete Schicht einzudringen; von hier aus auch den heroischen, missionierenden Geist und Versuch der sogenannten Arbeiterpriester, der in der zuerst gegebenen Form gewiß oft zu weit ging, so daß der Priester manchmal hinter den Arbeiter zurücktrat, für deren Apologetik man aber nicht von ungefähr nach neuen, wirksamen Formen sucht.

Entgegen diesen niederen Prozentsätzen sind diejenigen für Studenten und Studentinnen relativ hoch: derjenige für Studenten von 20–24 Jahren beträgt 27% und derjenige ihrer weiblichen Kollegen 50%. Die Ursachen dafür sind noch nicht geklärt.

Wenn das Institut meint, daß das «soziale Milieu», aus dem die Studierenden kommen, ein wesentlicher Grund sei, so kann demgegenüber bemerkt werden, daß dieses Milieu sehr viel weniger praktiziert als diese jungen Menschen. Persönlich bin ich eher geneigt zu denken, daß der außerordentlich lebendige soziale Geist innerhalb dieser Jugend, die aus ihrem natürlichen Idealismus heraus eine tiefere Verbindung mit den bisher von ihr getrennten arbeitenden Schichten und den Armen sucht, wesentlich von den sozialen und christlichen Dichtern wie Charles Péguy, Bernanos und manchen anderen beeinflusst wurde. Diese Beeinflussung führte sie auf die Suche nach einer festen Doktrin, die ihr dann von einer besonders lebendigen und intelligent missionierenden Kirche gegeben wurde. Wäre dem nicht so, dann könnte man sich auch nicht die stets wachsende Anzahl von Zehntausenden von Studenten erklären, die, gläubig oder nicht gläubig, jedes Jahr zu Pfingsten «auf dem Wege Péguy's» zu Fuß von Paris nach Chartres pilgern.

Probleme

Wie dem auch sei: kein Zweifel besteht, daß die immer größer werdenden Städte sehr viel zur Entchristianisierung der zuziehenden Bevölkerung beitragen und daß sich hier, wie in den «Etudes», der Zeitschrift der Pariser Jesuiten (der wir wesentliche Angaben entnehmen), gesagt wird, für ganz Westeuropa die angstvollsten apostolischen Probleme eröffnen.

Als Beispiel wird der «Fall» von Versailles – das in der Pariser Diözese liegt – erwähnt; eine Stadt, die jährlich um rund 100000 Bewohner zunimmt. Wo sind die Priester für diesen von auswärts kommenden Zuwachs? Wie kann man die enormen Ausgaben für neue Gemeinden, ihre Kirchen oder Kapellen finanzieren? Hat nicht Abbé Paul Winninger recht, wenn er in seinem Buch «Construire des Eglises; les dimensions et les contradictions de l'apostolat dans les villes» (Collection Rencontres, Band 49, 1957) schreibt:

«Die Kirche des 19. Jahrhunderts hat die Arbeiterwelt verloren und wir beurteilen dies streng. Im 20. Jahrhundert sind wir im Begriff, die Städte zu verlieren. Was bleibt für das 21. Jahrhundert zu verlieren? Und wie wird man uns beurteilen?»

Und trotzdem handelt es sich nicht vornehmlich um ein Städteproblem. Sonst wäre nicht zu erklären, warum viel kleinere Städte als Paris noch weniger, beziehungsweise kaum mehr Kirchenbesucher aufweisen. Wie ist es zum Beispiel andererseits möglich, daß in dieser Hinsicht Straßburg alle diese genannten Städte mit 42% sonntäglicher Kirchenbesucher weit überflügelt, obwohl gerade diese Stadt eine nicht unbedeutende protestantische Gemeinde hat und berühmte protestantische Pastoren und Theologen aus dem Elsaß stammen?

Nein – das Problem ist vor allem eines der Gemeinde. In dem genannten Buch von Abbé Winninger, in einem weiteren der Abbés Y. Daniel und G. Le Mouel «Paroisse d'hier, Paroisse de demain» (Paris 1957) und in einem dritten des Laien Jean Chélini «La ville et l'Eglise» (Collection Rencontres 1958) kommen alle drei Verfasser, völlig unabhängig voneinander, im Grunde genommen zum gleichen Schluß: die Gemeinden in den großen Städten – vor allem Paris – sind von unmenschlicher Größe. Gab es doch noch 1906 in Paris eine Gemeinde von mehr als 120000 Seelen und einen Durchschnitt der Gemeinden von 39500 Bewohnern. Wie kann bei solcher Anzahl der Seelsorger seiner Aufgabe gerecht werden? Kardinal Verdier, der große Kirchenbauer von Paris, drückte diesen Durchschnitt auf 21000 herab (30000 in der Stadt, 16000 in den Vororten); aber, um seinen Traum von 10000 pro Gemeinde zu erfüllen, brauchte man 500 neue Kirchen beziehungsweise Kapellen. Woher die dafür notwendigen Finanzen nehmen? Woher vor allem die dafür notwendigen – Priester? Die Folge dieser Situation ist klar: die Priester dieser viel zu

großen Gemeinden sind bis zur letzten Kraft überlastet, ihre Lebensbedingungen sind derart, daß sie sich verlassen fühlen von ihresgleichen, zum Individualismus verurteilt, da ihnen das brüderliche Zusammenarbeiten in Equipen fehlt. Sie haben keine Zeit mehr, sich selbst weiter fortzubilden, was gerade in den Städten, wo die mittleren und oberen Schichten der Bevölkerung und Gläubigen oft eine relativ hohe Bildung besitzen, zu einer geistigen «Mangelwirtschaft» führt.

Gewiß könnte man in Frankreich dieser Entwicklung noch auf andere Weise entgegenwirken, denn es handelt sich hier um ein Land, in dem es nicht an Priestern fehlt. Im Vergleich zu den übrigen europäischen Ländern steht es sogar mit einem Priester für 800 Einwohner mit an der Spitze. Nur sind diese Priester schlecht verteilt. Für eine Landbevölkerung von 18 Millionen Menschen sind 21 000 Gemeinde-Priester tätig, während für eine Stadtbevölkerung von 24 Millionen nur 7200 zur Verfügung stehen. Die «Etudes» schreibt dazu:

«Eine richtige Verteilung des Klerus ist eine Notwendigkeit auf Leben und Tod für das Christentum in Frankreich. Sie stößt sich und wird sich noch lange stoßen an fast unüberwindlichen Hindernissen kanonischer, historischer, psychologischer und soziologischer Art. Das Haupthindernis ist die Autarkie der Diözesen, welche, beachten wir das wohl, nicht göttlichen Rechtes ist. Trotzdem: diese Verteilung hat begonnen, aber es fehlt ihr ein allgemeiner Plan und eine Autorität, die ihn sichert.»

Weltbörse des Denkens

Der XII. Internationale Philosophen-Kongreß

Das Deutsche ist eine philosophische Sprache. Es sträubt sich instinktiv, das, was sich vom 12. bis 18. September in Venedig und Padua abgespielt hat, mit den andern Sprachen als «Philosophiekongreß» zu bezeichnen. Die Philosophie als solche hat an diesem Treffen nichts gewonnen. Es ging vielmehr, wie P. Mesnard (Tours) launig definierte, um eine Art «Wertpapierbörse des Denkens». 1500 Philosophen und Philosophieprofessoren aller Kontinente hatten Gelegenheit, ihre Ansichten voreinander auszubreiten, und in diesem Spiel von Angebot und Nachfrage mochte sich dann so etwas wie eine steigende oder fallende Tendenz gewisser Ideen und Strömungen abzeichnen. Welche philosophischen Börsenkurse haben sich ergeben?

Einen vollen Überblick über alle ausgetobten Ansichten und Ergebnisse zu vermitteln ist unmöglich. Schon deshalb, weil eine gleichzeitige Anwesenheit in zwölf parallelen Sektionssitzungen den primitivsten Naturgesetzen widerspricht. Und auch auf der vornehmeren Ebene frei-personaler Entscheidung erlahmt zuzeiten sogar das pflichtbewußteste Berufsethos. Man findet die Scuola di San Rocco interessanter als den neuesten Aussagkalkül. Und nicht zu Unrecht.

Anwesende und Abwesende

Denn in San Rocco begegnet man einem wirklich Großen. Für den XII. Internationalen Philosophen-Kongreß dagegen war es kennzeichnend, daß auf ihm kein wirklich Großer zu finden war. Als einziger Referent erhielt *Etienne Gilson* Vorschußapplaus. Was er zu sagen hatte (er forderte eine neue Avicenna-Ausgabe; aber um Himmels willen keine kritische, die wir erst im Jenseits erleben würden), war mindestens enttäuschend. Die Gruppe der Existentialphilosophen – Heidegger, Jaspers, Gabriel Marcel, Sartre – fehlte gewohnheitsgemäß und warf auch nicht viel Schatten (oder Licht) auf die Kongreßverhandlungen. Am meisten umblitzt und umstaunt war darum schließlich Genosse *Mitin* von der Sowjetrussischen

Wir wollen dahingestellt sein lassen, wie es in dieser Hinsicht in anderen Ländern steht; gewiß nicht viel besser. Aber ich glaube noch auf einen andern Punkt hinweisen zu müssen: der Priester wird heute mit so vielen schriftlichen und gewiß notwendigen materiellen Arbeiten überhäuft, die ihm die wertvollste Kraft für sein eigentliches Amt, das der Seelsorge und des Gewinnens neuer Seelen, nehmen. Kürzlich begegnete ich einem mir befreundeten Pfarrer. Sein Gesicht war nicht nur müde, sondern mürrisch, was sehr selten bei ihm vorkam. Ich frug ihn direkt nach der Ursache. «Ach diese Arbeiten für das Wohltätigkeitsfest, um wieder ein paar Francs für die Schule zu bekommen, das ist so etwas Deprimierendes; ich bin ja schließlich nicht Priester geworden, um all diesen Arbeiten vorzustehen und bei allen die ‚sous‘ zu sammeln.» Richtig! Schließlich sind die Seelen wichtiger als die Kirchweih. Wo bleibt da die «katholische Aktion»? Sind wirklich nicht für jeden Priester die notwendigen Hilfskräfte zu finden, die seine Buchhaltung führen, die seine nicht seelsorgerischen, administrativen und anderen Briefe schreiben, die «Sammlungen» in seinem Namen durchführen, behördliche Gänge machen, kurz ihn von all diesem Drum und Dran befreien, damit er sich ganz seiner Aufgabe widmen kann? In dieser Hinsicht könnte noch manches getan werden von den Laien, um zu verhindern, daß ihr Pfarrer vor Ermüdung kaum mehr aus den Augen schauen kann.

Hans Schwann

Akademie der Wissenschaften, der mit einem Gefolge von dreißig (nach der Mitteilung an die Presse; eine Auszählung unter den eingeschriebenen Kongreßmitgliedern ergab die doppelte Zahl) Vertretern des offiziellen Dialektischen Materialismus nach Venedig gekommen war.

Deren Anwesenheit war allerdings mehr quantitativ als qualitativ ergiebig. Sie hielten in den Diskussionen eifrig das Rednerpult besetzt, hatten aber nichts Anregenderes zu bieten als eine ermüdend gleichförmige Wiederholung der marxistischen Grundthesen und allenfalls eine Zurechtsetzung «abweichender» Interpretationen ihrer Lehre, die sich auch gegen westliche Marxisten, wie *L. Goldmann* (Paris), richten konnte. Als am zweiten Sitzungstag der (übrigens marxistisch sympathisierende) Amerikaner *J. Hook* (New York) ausgerechnet Mitins Ablehnung des Malthusianismus angriff und erklärte, die «Menschenbombe», das heißt das unkontrollierte demographische Wachstum, sei der Menschheit weit gefährlicher als die Atombombe, da war trotz der sofortigen Richtigstellung durch den Sitzungspräsidenten *H. Kuhn* (München) (die Gefahr der Atombombe liegt nicht im äußeren Vernichtungsmittel, sondern in der moralischen Haltung des Menschen) der Auftakt zu einem nicht endenwollenden Redeschwall gegen Krieg und Atombombe gegeben. Ein echtes Zwiegespräch war bei diesem stereotypen Dogmatismus der Dialektischen Marxisten natürlich nicht möglich. Eine Gruppe scholastischer Philosophen – die einzigen, die von den Russen ernst genommen werden – hatte ihnen eine Diskussion in engerem Kreise angetragen. Doch dieses Angebot wurde von den Marxisten in letzter Minute abgelehnt.

Eine andere Anwesenheit des Ostens hätte eher zu einem fruchtbaren Gespräch führen können. Gemäß der alten venezianischen Tradition, Tor zum Orient zu sein, war eine eigene Sektion der orientalischen Philosophie gewidmet. Deren Vertreter haben sich denn auch verhältnismäßig zahlreich in Venedig eingefunden. Man traf Philosophen aus Ägypten, dem Libanon, der Türkei, Pakistan, Indonesien, Korea, Nationalchina, vor allem aber aus Indien und Japan, und unter letzteren erstaunlich viele Katholiken. Soweit wir ihre Interventionen verfolgen konnten, schien uns mit diesen orientalischen Philosophen eine Verständigung leichter möglich als mit

vielen unserer europäischen und amerikanischen Kollegen. Sie nahmen wenigstens die spürbar gleiche Wertskala wie die christliche Philosophie an, wobei ihr Interesse vor allem um das geistige und geistliche Leben des Menschen kreiste, das sie in einer vorgegebenen Seinsordnung verankern wollen.

Namentlich möchten wir auf die Beiträge von *J. Katsura* (Tokio), *T. S. Alisjahbana* (Djakarta) und des Katholiken *M. Matsumoto* (Tokio) hinweisen. *J. Katsura* stellte dem abendländischen Weltbild, dem die Welt ein Ansich ist, welches dem menschlichen Erkennen eine Aufgabe stellt, die Auffassung des Ostens gegenüber, der die Welt anthropozentrisch und unwissenschaftlich als äußere Bedingung der moralischen und religiösen Bezüge des Menschen sieht. *T. S. Alisjahbana* drängte darauf, im Interesse einer freien Entfaltung der höheren kontemplativen und religiösen Aktivität des Menschen im Staatsaufbau der strengen Ordnung und ausreichenden Befriedigung seiner untergeordneten Bedürfnisse besondere Sorge zukommen zu lassen. *M. Matsumoto* schließlich versuchte durch die Einführung des Non-A in die Definition der Essenz A die scholastische Ontologie zu dialektisieren, um sie so zur tragfähigen Grundlage einer christlichen Geschichtsmetaphysik zu machen.

Der Mensch als Thema

Suchen wir hinter diesen mehr äußeren Kennzeichen des Kongresses (zu den last not least auch sein «Inseldasein» auf San Giorgio Maggiore zu zählen wäre, das eine pünktliche Abwicklung der Kongreßarbeiten von vorneherein unmöglich machte, das aber durch die langen Wartezeiten auf eine Gelegenheit zur Überfahrt der persönlichen Kontaktnahme um so förderlicher war) nach seinem tieferen Charakteristikum. Dieses ist sicher in der auffälligen Einheitlichkeit seiner drei Hauptthemen zu sehen: Sie kreisten alle um den Menschen.

«Mensch und Natur» lautete das erste Thema, zu dem *Ph. Frank* (New York), *M. B. Mitin* (Moskau) und *J. B. Lotz* (Pullach-Rom) je ein Grundreferat beisteuerten. *Frank* hatte offensichtlich nur den zweiten Teil des vorgelegten Titels gesehen und erging sich in ziemlich relativistischen Betrachtungen über die verschiedenen möglichen philosophischen Interpretationen der Relativitätstheorie. Er wollte an diesem Beispiel zeigen, daß der Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis nichts zum Fortschritt der philosophischen Einsicht beizutragen vermöge – eine These, die in der nachfolgenden Diskussion natürlich nicht unangefochten blieb. *Mitin* ging aus von der marxistischen Konzeption der Arbeit, durch die der Mensch die Natur umgestaltet, geriet aber bald in Ausführungen, die mehr mit Nationalökonomie und Demographie als mit Philosophie zu tun hatten, um schließlich mit der Behauptung, nur der Sozialismus vermöge die zum Fortbestand der Menschheit notwendigen Reformen durchzuführen, völlig im Politischen zu landen.

So blieb als philosophisch ergiebig nur das Referat von *Lotz*. Dieser untersuchte mit der Kantischen Methode der Transzendentalanalyse die menschliche Urteilstätigkeit und kam dabei zum Schluß, daß der Mensch «zugleich in und über der Natur» (diese hier als Bereich des Dinglich-Sinnlichen gefaßt) stehe. «Daher verlangt das Verhältnis des Menschen zur Natur jene ausgewogene Mitte, kraft derer er in der Natur immer schon über ihr und über der Natur immer noch in ihr steht.» Das Stehen des Menschen über der Natur wurde nun in der Diskussion eigenartigerweise (denn es ist ja schließlich die Ermöglichung jeglichen Philosophierens) verschiedentlich angegriffen. Auf der einen Seite suchten die Marxisten – im Widerspruch zu Marx – dem Menschen jedes der Praxis vorausgehende Denken abzuspüren und ihn jedenfalls ganz in die historisch-naturhaften Vorbedingungen seines Tuns einzubinden. Auf der andern Seite sprach *U. Spirito* (Rom) und in gewissem Sinn auch die verspätete Nietzscheanerin *V. Lom-*

bardi (Neapel) einer pantheistischen Einschmelzung des Menschen in die Natur das Wort. *Lotz* betonte in seinem Schlußwort nochmals, daß es ihm keineswegs darum gehe, den Menschen aus seinen Naturbezügen herauszureißen, daß aber andererseits gerade die Tatsache menschlicher Arbeit als Bedingung ihrer Möglichkeit immer schon eine gewisse Transzendenz des Menschen über die Natur, ein geistiges Denken impliziere.

Weniger ausdrücklich, aber ebenso eindeutig kreiste auch das zweite Kongreßthema «Freiheit und Wert» um den Menschen. Hier fiel das Referat von *A. Dempf* (München) dadurch etwas aus dem Rahmen des ganzen Kongresses, daß es weite Perspektiven eröffnete. Ausgehend von der dialektischen Entfaltung des deutschen Idealismus von Kant über die pantheistischen Systeme zur positiven Philosophie der Freiheit im Spätidealismus («eine Existenzphilosophie der Freiheit, weil die Freiheit des Schöpfers und der Selbstoffenbarung Gottes in der Zeit, die Zeitlichkeit der Welt, die einmalige intelligible Existenz mit unendlicher Verantwortung in der Zeit für die Ewigkeit erkannt wurden») versuchte er, im Denken unseres Jahrhunderts auf der neuen Problemebene der Werte (und nicht mehr des Gesetzes) eine ähnliche Dialektik zu finden zwischen der Husserl'schen und Scheler'schen Wertphilosophie einerseits, der Wissens- und Kultursoziologie andererseits und einer erst noch zu schaffenden «konkreten Philosophie der Freiheit in jeder geschichtlichen Lage», welche die einzelnen historischen Epochen je für sich ideologiekritisch – und schließlich auf ihre heilsgeschichtliche Bedeutung hin – sichten sollte.

Die anderen drei Referenten, *M. Reale* (São Paulo), *A. Munoz-Alonso* (Madrid) und *R. McKeon* (Chicago), waren sich darin einig, den Einzelmenschen mit seiner freien Tat ins Zentrum der Problematik zu stellen. Doch sah *Reale* in der freien menschlichen Tat auch die Quelle aller Werte, indes *Munoz-Alonso* betonte, daß sich diese Freiheit auf vorgegebene, aus dem Sein erfließende Werte beziehe, welche sie in ihrer Selbstverwirklichung in immer weiteren Horizonten vor sich entwerfe. *McKeon* dagegen schien sich vor allem um eine möglichst «reibunglose» praktische Abwicklung sowohl der persönlichen Denk- wie der politischen Handlungsfreiheit zu sorgen, indem er – relativistisch wie sein Landsmann *Frank* und später noch eindeutiger *Sommerville* – ein praktisches Übereinkommen der verschiedensten philosophischen Wertskalen anzunehmen geneigt war.

Die Diskussion um dieses Thema entfaltete sich vor allem in zwei Richtungen: Auf der einen Seite wiederholten die Marxisten unverzüglich ihre These, Wert und Freiheit seien nur im Gesellschaftsganzen überhaupt möglich – worauf ihnen *Munoz-Alonso* in Weiterführung der *Lotz*'schen These antwortete, die moralisch handelnde Einzelperson stehe sowohl in wie auch über der Gesellschaft. Auf der anderen Seite wurde um Absolutheit oder Relativität der Werte gestritten, wobei, wie uns schien, die Verteidiger einer absoluten Wertordnung – auch ganz unvoreingenommen betrachtet – die bedeutend solidere Position innehatten.

Unter den Referaten zum dritten Thema «Logik, Sprache und Kommunikation» sah das des Positivisten *A. Ayer* (London) einem ehrenhaften Rückzugsgefecht gleich: Er unternahm, angesichts des Scheiterns der bisherigen, einen neuen rein positivistischen Begründungsversuch des Bedeutungsgehaltes der Sprache, von dessen Gelingen er aber nach eigenem Geständnis selbst nicht ganz überzeugt war. Eine Abkehr von der bloß formalen Logik hatte vorher schon *Ch. Perelmans* (Brüssel) dringlich gemacht, indem er die unvermeidlichen Lücken dieser Logik aufzeigte und von da aus energisch eine umfassendere und aufgeschlossener Form der Logik forderte, die den ganzen Prozeß der Beweisführung zum Gegenstand habe. *A. Forest* (Montpellier) stellte sich schließlich vollends jenseits der bloß formal-logischen Problematik

und stieß mit seinen Ausführungen über die Notwendigkeit wechselseitigen Mit-teilens in der Wahrheitssuche die Fenster gegen die metaphysischen und vor allem menschlich-geistigen Probleme unseres Mitsammenlebens weit auf.

Versuch einer Bilanz

Versuchen wir, aus den Operationen der Venezianer Gedankenbörse eine kleine Bilanz zu ziehen. Da gibt es zunächst drei negative Feststellungen, die alle etwas sehr Positives besagen. In erster Linie fiel die geringe Zahl rein historischer Arbeiten auf. Über Kant brachte man gerade noch eine Sektionssitzung mit fünf Beiträgen zusammen; Männer wie Hegel, Spinoza, Thomas von Aquin wurden je einer einzigen Kommunikation gewürdigt, Kierkegaard deren zwei. Etwas besser war Aristoteles mit elf Beiträgen bedacht; man hatte dem zweiten Tagungsort Padua zuliebe den «Paduanischen Aristotelismus» als eigenes Tagungsthema aufgestellt. Wir dürfen in diesem Rückgang der historischen Studien eine erfreuliche Hinwendung zu vorstoßendem spekulativem Arbeiten sehen.

Als zweites wurde der Existentialismus mehrmals offiziell (und anscheinend nicht immer *sine ira et studio*) totgesagt. Das wird wenigstens für den Existentialismus in seiner metaphysik- und wertfreien, individualistischen Form stimmen, während wir seine positiven Ansätze zu einer Phänomenologie der menschlichen Persönlichkeit in ihrer konkreten Situation im Gegenteil verschiedentlich glücklich ausgewertet fanden. Viel eindeutiger schien uns – als dritte Feststellung – der reine Positivismus in Baisse zu sein. Wenn irgend etwas, dann ist das aus den Diskussionen um das zweite und dritte Kongreßthema deutlich geworden. Nicht als ob der Positivismus keine Vertreter und Verteidiger mehr fände; Frank, McKeon und Ayer waren seine offiziellen Repräsentanten. Aber die philosophische «Zugkraft» des Positivismus scheint erschläfft zu sein. Man suchte nach einer objektiven, allgemeingültigen Wertskala und nach den Voraussetzungen der formalen Logik.

In dieser Abkehr vom Positivismus mochte eine Sorge wirksam sein, die auf dem Kongreß öfters zum Ausdruck kam: die Sorge um die Weltverantwortung des Philosophen. Sie wurde namentlich von den Nichtphilosophen unter den Rednern der Eröffnungs- und Schlußsitzung unterstrichen, den Ministern Gonella und Del Bò und Professor Carnelutti, dem Vorsitzenden der Stiftung Giorgio Cini, welche die Tagungsräume zur Verfügung gestellt hatte. Sie alle wiesen energisch auf die Auswirkungen der philosophischen Konzeptionen im Völkerleben und im Staatsaufbau hin. Auch der Hl. Vater hob in seiner Audienz, die er den Kongreßteilnehmern nachfolgend gewährte, nochmals diese Verantwortung hervor: Heute, wo Roman, Theater und Kino die Ideen der Philosophie rasch in breiteste und oft völlig unvorbereitete Kreise tragen, sind Weltaufgeschlossenheit und Weltverantwortung für den Philosophen dringlicher als je. Zwar blieb gerade die Diskussion um das zweite Kongreßthema «Freiheit und Wert», das ja die moralischen Grundhaltungen des Menschen hätte klären sollen, erschreckend unverbindlich. Andererseits aber mußte es auffallen, wie oft am Kongreß von Politik die Rede war. Nicht immer zum Vorteil der Philosophie, wie wir bereits angetönt haben. Der Vorsitzende des Kongresses, F. Battaglia (Bologna), sah sich deshalb in seinem Schlußwort veranlaßt, ausdrücklich eine Distinktion anzubringen: So sehr er die politische Verantwortung des Philosophen anerkannte und wünschte, ebenso entschieden lehnte er eine verpolitisierte Philosophie ab, da diese Zerstörung des frei und eigenständig sich entfaltenden Denkens und damit schließlich der Philosophie überhaupt bedeute. Nicht die Politik darf das Denken, sondern das Denken muß die Politik bestimmen.

Angesichts dieses erwachenden Verantwortungsbewußtseins der Philosophie bekommt nun auch unsere zweite positive Feststellung ihre volle Bedeutung: die massive Vertretung der katholischen Philosophen, neben (und sogar vor) den Mar-

xisten die hervorstechendste Gruppe in Venedig. Das mochte zunächst mit der Wahl des Tagungsortes in Italien zusammenhängen, durch die auch die Kongreßleitung mit *F. Battaglia* als Vorsitzendem und dem Jesuiten *C. Giacob* als Sekretär stark katholisch gefärbt war. Es mußte immerhin auffallen, wenn sich das Reisebüro Cook schon auf einem der ersten Einladungszirkulare anerbote, für Priester und Ordensleute eigene Unterkünfte bereitzustellen. Soutanen und römische Kragen waren denn auch fast übervertreten; aber, was noch entscheidender ist, auch die katholischen Laien fehlten nicht.

Diese Anwesenheit ist, im Gegensatz zur marxistischen, philosophisch nicht unfruchtbar geblieben. Die weiterführenden Referate von Dempf und Forest haben wir bereits hervorgehoben. Und als wir unter dem Wust der Diskussionsbeiträge nach neuen und zukunftsfruchtigen Ansätzen Ausschau hielten, ist uns eigentlich nur eine Gruppe von Referaten ins Auge gefallen, die – ohne eine eigene «Schule» zu bilden – spürbar der gleichen Methode folgten und durchwegs von katholischen Denkern stammten. Es handelte sich um phänomenologische Analysen des menschlichen In-der-Welt-Stehens, die sich vor allem auf die Phänomene des geistigen und geistlichen Lebens stützten. *H. Kubn* (München) untersuchte den dialektischen Bezug der Natur als Nicht-kunst, Nicht-geist und Nicht-gnade zum menschlichen Wirken; *J. Marias* (Madrid) rechtfertigte das Licht-schema als Ausdruck der menschlichen Erkenntnistätigkeit; *J. de Finance* (Rom) unterschied zwischen eudämonischen (Sachen, deren Erwerb gut ist) und absoluten Werten (Idealen, deren Erstreben gut ist), wobei erstere nur durch ihre mögliche Zuordnung auf die absoluten Werte ihren Wertcharakter behalten; *E. Barbotin* (Straßburg) bot eine Phänomenologie des Zeugnisgebens (im Gegensatz zur bloß ausagenden Mitteilung), das im Martyrium gipfelt; *P. Mesnard* (Tours) wies schließlich in Auseinandersetzung mit Forest darauf hin, daß das wechselseitige Mit-teilen immer schon einen gemeinsamen Besitz gemeinsamer Werte voraussetze.

Die Abhängigkeit dieser Arbeiten von der Existentialphilosophie, namentlich eines *Gabriel Marcel*, war unverkennbar; ebenso unverkennbar aber auch der Wille, ihre Phänomenanalysen auf den unverrückbaren, allgemeinverbindlichen Boden des Seins zu stellen. Gerne würden wir aus der Ansprache des Hl. Vaters eine ausdrückliche Aufmunterung zu dieser vielversprechenden Form christlichen Philosophierens heraushören, wenn er die Philosophen auffordert, «der ganzen Wirklichkeit Rechnung zu tragen, des Menschengeschicks, so wie es sich ganz konkret in all seinen individuellen und sozialen, zeitlichen und ewigen Bezügen darstellt, vom Leiden durchsetzt, Sklave der Sünde und des Todes. Die Menschheit in ihrer Not, von Krieg, Verfolgung und Lüge zerrissen, der Aufschrei von Millionen Unterdrückter oder solcher, die man einfach ihrem Elend anheimgegeben hat – ist das nicht auch eine Seite der Wirklichkeit, die unerbittliche Sprache der Tatsachen, auf die der Philosoph zu hören hat und der er eine Antwort schuldig ist?»

Diese Wendung des katholischen Philosophierens zu einer ontologisch gültigen Phänomenologie der konkreten geistigen und geistlichen Existenz des Menschen ist noch in anderer Hinsicht vielversprechend. Auf der Suche nach möglichen Geistesverwandten und Gesprächspartnern meinten wir diese am ehesten in den «Weisheitsphilosophien» (wie Battaglia definierte) des Orients zu finden. In einer Stunde, da Technik und wirtschaftliche Schicksalsgemeinschaft Abendland und Morgenland näher als je zusammengerückt haben, könnte sich da die Möglichkeit eines aufbauenden und für beide Seiten ertragreichen Gesprächs anbahnen. Und wenn wir an diese vielleicht allzu optimistische Zukunftsperspektive einen nicht weniger optimistischen Wunsch anschließen dürfen, dann wäre es der Wunsch nach jenem großen Mann als Befruchter dieses Gesprächs, den man unter den 1500 «Philosophen» in Venedig auch mit der Diogeneslaterne vergeblich gesucht hätte.

P. Henrici

Die Amerikaner

Einige Bücher über USA

Stucki Lorenz: Im Greyhound durch Amerika. Alfred Scherz-Verlag, Bern, 1955, 2. Auflage, 207 Seiten.

Ein fähiger Journalist mit offenen Augen, weitem Blick, männlichem Selbstgefühl, sicherem Griff, klarem und kernigem Stil und mit vorurteilsloser Anschauungskraft ohne Sensationslust hat dieses Buch geschrieben, das vielleicht eine der besten Einführungen in das amerikanische Leben ist. Wer im Greyhound-Autobus durch diesen Kontinent fährt, wird zwar manches Beschauliche nicht sehen; aber er kommt mit Land und Leuten zusammen, er fährt über Berg und Tal, er atmet wirklich diese Luft und führt auch im Leser eine Begegnung herbei, die man nur jedem wünschen möchte, der nicht als Alles-besser-wisser ein fremdes Land, und gar ein solches, das unser altes Europa in so mancher Hinsicht und so unver schämt rasch überflügelt hat, einigermaßen kennen lernen will. Von der Treffsicherheit dieser Skizzen zeugen schon einige Kapitelüberschriften: Aristokraten, Isolationisten und «Chicago Tribune» – Babbitt auf dem Dorfe – Der Kirchenstaat in der Wüste (Salt Lake City) – Ventil des Leichtsinns: Nevada (mit Reno und Las Vegas) – Seine Majestät der Käufer – Das größte Dorf der Welt: Los Angeles – Anfechtungen einer «Volksdemokratie» – «Readers Digest» und die Kultur. Die tägliche Lebensart lernt man aus dem Buch trefflich kennen.

Die tieferen Fragen und Probleme sowohl des sozialen (Industrie, Familie) wie des politischen und vor allem des geistigen und religiösen Lebens verlangen ein eingehenderes Studium.

Commager Henry Steele: Der Geist Amerikas. Eine Deutung amerikanischen Denkens und Wesens von 1880 bis zur Gegenwart. Europa-Verlag, Zürich, 1952, 605 Seiten.

Der treffliche Band von Commager – halb Studie, halb Text- und Lesebuch – führt in das amerikanische Denken ein. Dabei werden nicht viel Theorien vorgetragen, sondern vielmehr die Stellungnahme hervorragender Amerikaner zu den verschiedenen Problemen des geistigen, kulturellen und religiösen Lebens in historischer Sicht erläutert: Literatur und Evolutionsphilosophie der Jahrhundertwende, Pragmatismus und Evolutionismus, der Kult des Irrationalen wie die Lehre der Traditionalisten; die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaft wie der Volkswirtschaftslehre, die Erneuerung des Geschichtsbildes wie die Anfänge und Anwendungen der Staatswissenschaft, Demokratie und amerikanisches Rechtsbewußtsein, Architektur und Kunst kommen in gleicher Weise zur Darstellung: aufgeschlossenen, unbefangenen, weniger dem Problem selbst als mehr der Literaturgeschichte zugeneigt, im ganzen aber unparteiisch und wohlwollend.

Das lehrreiche Buch schließt mit einem Kapitel: Der Amerikaner des 20. Jahrhunderts (S. 518–567). Der Verfasser dringt durch den Nebel und Schleier unzähliger Sensationen und sensationslüsterner Journalisten hindurch und wagt kühl und sachlich die Grundgefühle, die Hoffnungen und Befürchtungen, die Ideale und Schwächen des modernen Amerikaners ab. Vielleicht kann man sie auf die Formel bringen: Der Amerikaner erwacht dem Kindesalter in die Verantwortung eines hochindustrialisierten Weltvolkes hinein, dem unerwartet und eigentlich ungesucht die erschreckende Verantwortung für das Schicksal der Menschheit in den kommenden Jahrzehnten, besonders in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und mit den Kulturen des Ostens, zugefallen ist. Nach dem unbefangenen Dahinleben, und man kann wohl sagen Dahinstürmen in die technische Zivilisation hinein, tritt nun gebieterisch die Aufgabe an das Volk heran, sich den tieferen Problemen des persönlichen wie des politischen und internationalen Lebens zu stellen und die Mühe und Gefahr der Reflexion auf sich zu nehmen.

Matthias L. L.: Die Entdeckung Amerikas Anno 1953, oder das geordnete Chaos. Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1953, 355 Seiten.

Das Buch könnte man überschreiben: «Mit dem Abfallkübel durch den Kontinent». Es sammelt aus Gerichtsakten, Polizeiberichten, Sensationsberichten, einseitigen Untersuchungen, moralischen Selbstanklagen und unverstandenen Äußerungen ernster Männer und Volkserzieher alles, was man gegen Amerika sagen kann – und was zum größten Teil Amerikaner selbst gesagt haben.

Neben hymnischen Berichten über USA wird man auch diesem Buch eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können, und wenn man die maßlose und etwas hämische Einseitigkeit korrigiert, dann kann man aus ihm lernen, an welchen Punkten dieser Zivilisation tatsächlich Gefahren- und Krisenherde bestehen. – Wer Freude hat an Sarkasmus, wer objektiv genug ist, die Einseitigkeiten zu korrigieren, oder wer Ressentimente

gegen den allzu rasch emporgestiegenen Bruder abreagieren will, der greife zu diesem Buch!

Grevillot Jean-Marie: L'Amérique expliquée. Editions du Monde Nouveau, 185, rue de la Pompe, Paris XVIe, 1951, 268 Seiten.

Wanson Léon: Les Américains et nous. Ed. René Julliard, 30, rue de l'Université, Paris, 1950, 242 Seiten.

Beide Bücher, das erste von einem Journalisten, das zweite von einem Industriellen, sind von einer bemerkenswerten Objektivität und Vielseitigkeit zugleich. Beiden eignet auch die unvergleichliche Klarheit französischen Geistes und Stiles. Sie haben Distanz genug, um sich ein unabhängiges, selbständiges Urteil zu wahren, und auch Kenntnis und Vorurteilslosigkeit genug, um nicht jedes Neue, das sie sehen, verständnislos zu verdammern; die Autoren sind ehrlich bemüht, zu sehen und zu verstehen.

Beide Bücher können jedem, der sich um jene Schichten des Amerikanismus bemüht, die nicht an der äußersten Oberfläche liegen, nur empfohlen werden.

Gorer Geoffrey: Die Amerikaner. Eine völkerpsychologische Studie. Manesse-Verlag, Zürich, 1949, 294 Seiten. Neu im Rowohlt-Verlag, 1957. Die beste völkerpsychologische Studie, die ich über den Amerikaner gelesen habe – geschrieben von einem soziologisch erstklassig ausgebildeten und psychologisch sehr begabten Engländer, der sich jahrelang mit soziologischen Studien im ganzen Land abgeben konnte. Der junge englische Gelehrte hat sich zur Aufgabe gemacht, den amerikanischen Volkscharakter mit den Mitteln der modernsten Anthropologie und Psychologie zu untersuchen. Er gehörte einer der Missionen an, die die Engländer in Washington unterhielten, um für eine dauernde Verbindung zwischen den beiden großen angelsächsischen Völkern zu sorgen. Gorer war vor allem beauftragt, Berichte über die Stimmung in Amerika, sowohl vor wie nach dessen Kriegseintritt, nach London zu liefern.

Diese Tätigkeit verschaffte ihm nicht nur ungewöhnlichen Einblick in die Bundeshauptstadt selbst, ihren Regierungsbetrieb und ihre Gesellschaftsbetriebe, sondern gab ihm auch Gelegenheit, einen überwiegenden Teil des riesigen Landes zu bereisen, Menschen aller Alter und Berufe, jeder Kultur- und Einkommensstufe, jeglicher Rasse und Herkunft in dem gewaltigen «Schmelztiegel» Amerika zu befragen und zu beobachten, so daß Gorer, wie er selbst einmal launig bemerkt, die Bewohner des nordamerikanischen Halbkontinents besser kennengelernt hat als seine Landsleute auf den britischen Inseln, wo er kaum je über Cambridge hinausgekommen sei.

Trotzdem sieht er selbstverständlich, bei aller wissenschaftlichen Objektivität, immer als Engländer. Diese Einstellung verleiht seiner «Studie» das spezifische Interesse und die charakteristische Ironie. Und diese wiederum ist es, die sein Buch bei aller Exaktheit der Dokumentierung zu einer keineswegs trockenen, sondern immer flüssigen und fesselnden, ja stellenweise höchst ergötzlichen Lektüre macht.

Veranlagung und Studienzweck ließen Gorer vor allem den menschlichen Eigenarten, Gemeinschaftsverhältnissen, Reaktionen auf die verschiedenen Erlebnisse nachspüren und bringen so eine Menge Material zum besseren Verständnis dieses aus so vielen Nationen und Kulturstufen gemischten Volkscharakters bei. Sehr nachdrücklich wird das Verhältnis zum Vater («Die Verwerfung des Vaters») und zur Mutter («Land der Mutter», 52–74), zum Kind, zu Liebe und Freundschaft, zur Welt der Dinge und der Maschine, die Ideale der Gleichheit und der demokratischen Lebensart dargestellt, wobei manches interessante Licht auch auf die Entwicklung in Europa fällt, wie sie sich von «drüben» her ansieht. Leider kommt das Verhältnis zu Gott, zur Kirche und zur Religion, aber auch zur Arbeit und zum Mitmenschen etwas zu kurz.

Doch auch so bietet das Buch des Lehrreichen genug: zumal wenn man spürt, wie viele der beschriebenen Haltungen und Charakterzüge auch in unserem Land sich durchzusetzen beginnen.

Das Buch ist neustens auch in einer wohlfeilen Ausgabe des Rowohlt-Verlages, Hamburg, erhältlich geworden.

Boveri Margret: Amerikafibel. Fretz & Wasmuth-Verlag AG., Zürich, 1947, 135 Seiten.

Wir möchten unsere Übersicht nicht schließen, ohne noch auf dieses bald zehn Jahre alte, aber immer noch nützlich und in seiner Art nicht überholte Büchlein hinzuweisen: Empfundener und geschrieben von einer reise- und schreibkundigen, intelligenten, wohlwollenden und doch kritischen, verständnisvollen und nicht alles unbesehen annehmenden Frau, die besonders die menschlichen Aspekte heraushebt. Die beiden letzten Kapitel: «Shake hands», oder das Verhältnis von Mensch zu Mensch in der Neuen Welt, und: «Push» und «Drive», oder das Verhältnis des Amerikaners zum Ding, sind Musterstücke eines lebendigen Verständnisses der Lebensart eines andern Volkes.

J. David



Studienreisen ins Heilige Land

(11. und 12. Wiederholung)

1. Reise vom 29. März bis 13. April 1959, unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Hans Wildberger, Zürich
2. Reise vom 5. bis 20. April, unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Herbert Haag, Luzern.

16 Tage, wovon 14 Tage im Orient. Teilnehmerzahl beschränkt. Die Reisen erfolgen ab Zürich mit den bequemen viermotorigen Ueberseemaschinen DC-6-B der Swissair mit Hochdruckkabinen. Gelegenheit zur Rückfahrt per Schiff.

Diese vorzüglich organisierten Studienreisen stehen unter bewährter Führung und vermitteln einen gründlichen Einblick in die heiligen Stätten des Alten und Neuen Testaments, sowohl in den arabischen Ländern wie in Israel.

Programme, Referenzen und Auskünfte vom Interkonnessionellen Komitee für Biblische Studienreisen.

Geschäftsstelle: Eugen Vogt, St. Karliquai 12, Luzern. Tel. (041) 2 69 12.

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephone (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Høsttrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9; Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Soeben erschienen

FILM

Bildungsmappe katholischer Filmarbeit.

Herausgegeben von der Redaktion des «Filmberater», zusammengestellt und bearbeitet von Stefan Bamberger.

Gedacht als Hilfe für eine praktische, systematische Einführung in die Fragen des Films, empfiehlt sich die Mappe für alle die, welche Wunsch und Notwendigkeit verspüren, das Phänomen «Film» näher kennen zu lernen, denen aber Mittel und Wege dazu schwer zugänglich sind.

Aus dem Inhalt: Wichtige kirchliche Verlautbarungen über den Film — Stichworte zur Filmgeschichte — Der künstlerisch-technische Werdegang des Films — Beiträge zum Problem des Blind- und Blockbuchens — Der Film in der Schweiz — Zum Problem der Filmkritik — Leitfaden der praktischen Filmkritik — Die Filmdiskussion, eine Anleitung — Ratschläge für filmkulturelle Veranstaltungen — Ueber den Geist der Zusammenarbeit zwischen filmkulturellen Kreisen und der Filmwirtschaft.

Die Mappe umfasst 143 Seiten. Sie ist zu beziehen von der Redaktion des «Filmberater», Scheideggstrasse 45, Zürich 2 (Tel. 051/27 26 12). Einzelpreis Fr. 5.—, ab 10 Expl. 10 % Rabatt.

Laien-Missionarin

Der Heilige Vater ruft in die Missionen:

«Die Missionare brauchen sofortige Hilfe, um in ihrer apostolischen Arbeit den sich mehrenden Aufgaben gewachsen zu sein.»

(Rundschreiben «Fidei Donum» 1957)

Laienhelferinnen finden den Weg dorthin durch das Werk der Laien-Missionarinnen,

Rue Fries 8, Fribourg

JOHANNES MESSNER

DAS NATURRECHT

Handbuch der Rechts-, Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsethik

3. neubearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage.
1206 Seiten, Leinen sFr. 53.—

Messner denkt immer im echten Gespräch mit den bedeutenden Autoren der Gegenwart und Vergangenheit; daher wird in allen Besprechungen das allseitige Heranziehen der Literatur, besonders auch des englischen Sprachraumes, erwähnt.

Gegenüber der ersten und zweiten Auflage kommt eine Fülle neuer Probleme zur Erörterung in der bei Messner gewohnten sachlichen und doch allen verständlichen Art.

Univ.-Prof. Dr. Adolf Weber, München:

«... Das Werk ist noch besser, noch aktueller geworden.»

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich